

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 3 (1909)
Heft: 2

Artikel: Messina
Autor: Liechtenhan, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-131997>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist erreicht, wenn wir zu zeigen vermochten, daß die Krise des Sozialismus kein Zeichen des Verfalls und der Auflösung ist, sondern vielmehr in der Kraft und der Entwicklungsfähigkeit der Bewegung ihren Ursprung hat. Die Größe des inneren Gegensatzes verbürgt die Größe der Zukunft.

J. Matthieu (Delsberg).

Messina.

Durch ein außerordentliches Weltereignis wurde jedoch die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im Tieffsten erschüttert. Am 1. November 1755 ereignete sich das Erdbeben von Lissabon und verbreitete über die in Ruhe und Frieden schon eingewohnte Welt einen ungeheuren Schrecken Desto größer waren die Wirkungen der Nachrichten selbst, welche erst im Allgemeinen, dann aber mit schrecklichen Einzelheiten sich rasch verbreiteten. Hierauf ließen es die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Straßpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen Ja, vielleicht hat der Dämon des Schreckens zu keiner Zeit so schnell und so mächtig seine Schauer über die Erde verbreitet. Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmnen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstelle, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen. Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt umso weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.“

Wir stehen heute wieder vor demselben Problem wie der Knabe Wolfgang Goethe vor 150 Jahren — dem ersten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ sind obige Worte entnommen. Das Problem ist dem Glauben umso gefährlicher, als es sich nicht nur um Zweifel des Verstandes, sondern vielmehr um Erschütterungen des Gemütes handelt. Werden sich Weise und Schriftgelehrte heute eher einigen können als damals? Ob es sich um Lissabon oder Messina handelt, ob 60,000 oder 150,000 Menschen umgekommen sind, ändert an dem Problem selbst nichts. Das ist ja die schwerste und schmerzlichste Erschütterung des Gemütes, daß ihm Gott selbst, der gütige Schöpfer und Erhalter, zum Problem geworden ist.

Es giebt auch heute eine Geistlichkeit, die es an Straßpredigten nicht fehlen läßt. Nach dem Ausbruch des Mont Pelée kam mir ein Schriftchen in die Hände, das dieses „Rätsel der göttlichen Weltregierung“ zu beseitigen suchte, indem es vermerkte, es sei auf Martinique am Karfreitag vor dem Unglück zum Spott ein Schwein gekreuzigt worden.

Jetzt habe ich auch schon ein Zeitungsblatt gefunden, in welchem das Erscheinen einer besonders blasphemischen Zeitung in Messina mit dem Erdbeben in Verbindung gebracht wurde. Diese Weisheit der Freunde Hiobs ist einfach unverwüstlich. Sie ist mir darum so anstößig, weil es eine unaufrichtige Apologetik ist, die auf eine allzu bequeme Weise das Drückende an der Frage abschüttelt. Die in solcher Selbstgerechtigkeit damit fertig werden, haben nicht mehr Herz als die Leute in dem nahen Syrakus, die sich laut einem Augenzeugenbericht nicht in ihren Neujahrstanzerien stören ließen. Die Gerechten waren mit den Ungerechten gleichem Verderben preisgegeben, und auf dem übrigen Erdboden wurden Gottesfürchtige und Spötter in gleicher Weise verschont. Da immer noch Viele meinen, die Christen hätten zur Erklärung solcher Katastrophen nur diesen mechanischen Vergeltungsglauben zur Hand, kann dieser nicht scharf und entschieden genug abgelehnt werden.

Auch sonst gibt es zahlreiche Rechtfertigungsversuche Gottes, die von Anfang an den Fluch der Lächerlichkeit in sich tragen und auch religiös anstößig sind, da sie es an der dem Menschen gebührenden Demut fehlen lassen. Sie wollen bis ins Einzelne angeben, warum Gott dieses Erdbeben herbeigeführt oder, was aufs gleiche herauskommt, zugelassen habe. Dabei steht meist der Zweck, den Gott dabei verfolgt haben soll, in einem seltsamen Missverhältnis zu den darauf verwendeten Mitteln. Sie gehen auch von der religiös minderwertigen Voraussetzung aus, Gott sei dazu da, ein ziemlich triviales Menschenglück zu schaffen, das wenig über dem tierischen Behagen steht. Derartige Katastrophen sollten zu allererst das Abhängigkeitsgefühl zu solcher Stärke entfachen, daß alle Gedanken, den unendlichen Gott vor unserer kurzen Vernunft rechtfertigen zu wollen, schwinden und jeder Anspruch, im Einzelnen das Geschehen zu begreifen und auf endliche Zwecke zu beziehen, verstummen muß. Dass Gott die Macht hat und wir ohnmächtige Geschöpfe zu schweigen haben, das drängt sich uns auf, und damit ernst zu machen, ist jedenfalls frömmter, als die bestgemeinten Rechtfertigungen Gottes.

Aber das ist ja eben das Problem, ob Gott im Erdbeben war. Vor meine Gedanken tritt ein Mann, der sie unbedingt verneint hätte: Friedrich Theodor Vischer, der Dichter von „Auch Einer.“ Man ist versucht, der Weltanschauung dieses seltsamen Buches angesichts solcher Katastrophen beizustimmen.

Der Held des Buches hat einen besondern Widerwillen gegen das Lied: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte. „Dieser Kinderbrei, pflegte er zu sagen, reize zu entbrannter Opposition; bei so zuckerigem Lobpreis müsse es jedem, der kein Dummkopf sei, gerade recht einfallen, daß in der Natur ebensoviel, wenn nicht mehr teuflische Grausamkeit als Güte herrsche; gebe es darüber einen Trost, so sei der mit kräftigen Gedanken manhaft zu erringen, zu erkämpfen, zu ertrözen, denn er ruhe auf einem „Trotzdem“; solchen Trost sauge man nicht aus dem Kinderschnuller.“

„Auch Einer“ behauptet, die Natur sei das Produkt eines Urwesens weiblichen Geschlechts. „Dieses höchst geniale, reizvolle, höchst gütige und zugleich höchst leichtfinnige und dämonische, höchst grausame Weib habe sich mit Legionen böser Geister verbunden, die sich im Urschlamm erzeugten . . . So ohne alles Nachdenken, wie ein begabtes Weib geistvolle Gedanken und Pläne entwickle, quellen aus ihrer (der Natur) Hand die unendlichen Formen hervor; so geschmackvoll und eitel, als das Weib sich aufpuze, schmücke sie ihre Wesen . . . Dies Weib sei wohl auch gut; sie nähre, pflege, sorge, heile, wie nur ein Weib es könne; dann aber sei sie sie plötzlich total gedankenlos, absolut vergeßlich, ganz so dumm, wie oft das geistreichste Weib, ja eine reine Gans . . . So vergißt sie, daß sie einen Frühling voll Blütenherrlichkeit hat sproßen lassen, macht den ganzen Spaß mit einem Nachtfrost hin, vertilgt ihre besten Produkte, läßt ihre geliebten Kinder verhungern, verschmachten, verfrieren. Sie flößt der Tiermutter die zärtlichste Liebe für ihre Jungen ein und leitet den Värendvater, den Kater an, sie zu fressen . . . Kann dies alles noch aus purem Dufel und Unwirschein erklärt werden, so ist sie nun aber auch recht eigentlich grausam, so grausam als gütig, und hier nun erst gleicht sie ganz dem dämonischen Weibe — nämlich einem genial boshaften . . . Es ist viel zu mild, die Natur ein allgemeines Wechselfordsystem zu nennen; man soll bedenken, wie die Tiere ihre Opfer nicht einfach morden, sondern zum Überfluß, zur reinen Wollust, stundenlang, tagelang martern; wissen Sie, daß die Raben einen feinern Leckerbissen nicht kennen als die Augen eines jungen Hasen? . . . Und da soll man singen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!? Nein, nein, das freilich ist klar, daß dies ebenso pein- als freudenreiche Ganze, dies kunst- und pracht- und teufeleivolle System nur von einem höchst intelligenten persönlichen Wesen hervorgebracht sein kann, aber nicht minder klar, daß dieses Wesen ebenso blind als weise, ebenso bös als gut ist . . . Der Natur war etwas Ausnehmendes gelungen: sie hatte endlich den Menschen gebildet. Mit Hilfe der Geister wurde er die grausamste aller Bestien, denn ihm diente der Verstand zur Erfindung ausgesuchter Dualen für Tiere und seinesgleichen. Allein es geschah ein Strich durch die Rechnung. Derselbe Mensch erfand, geführt von einer zweiten, höhern Gottheit, einer männlichen, einem Lichtgeist, nach und nach Dinge, auf welche das Urweib und die Geister nicht gefaßt waren: das Recht, den Staat, die Wissenschaft, die begierdelose Liebe und die Künste . . . Kurz, der Wahnsinn beherrscht das Geschehen: die Schuld der Geister, die Schuld der Teufelsrotte. Und aber trotzdem: sie können die Menschheit placken und schinden, aber nicht mehr unterkriegen, den Oberbau: Gesetz, Staat, Liebe, Kunst nicht mehr einstürzen; wir müssen streben, ringen, kämpfen, als ob sie nicht wären. Ja die Geister selbst und ihre bösen Werke, obwohl wir sie nicht hindern können, müssen uns dienen: wir erkennen sie, wir verwenden sie, namentlich in der Kunst.“

Streichen wir aus diesen Erörterungen das Mythologische, so

bleibt als Kern eine Anschauung, welche die Natur für untergöttlich hält und erst im „Oberbau“, im sittlichen Leben, das Göttliche erkennt. Sie ist schon uralt, sie war in der antiken Welt verbreitet und ist in der Form des Gnostizismus, der den Schöpfergott und den Erlösergott als feindliche Mächte einander entgegenstellt, der alten Kirche gefährlich geworden. Dieser Glaube enthält jedenfalls mehr Wahrheit, als jener oberflächliche Optimismus, der allzuschnell zu singen bereit ist: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte! Er ist auch tapferer als die resignierte Weisheit des Buddhismus, gegen die doch jener Optimismus so wehrlos bleibt: daß alles Leben Leiden und die Erlösung nur in der Ertötung des Lebenswillens zu finden sei.

Ja, wir wollen uns das von „Auch Einer“ sagen lassen, daß aller echte Glaube auf einem Trocken beruht. Wir schauen nicht nur auf die schauerlichen Schattentäler, welche uns aus der Wirklichkeit anstarren. Wir schauen auf alle Wunder des geistigen und sittlichen Lebens, auf die Majestät der sittlichen Tat und den unendlichen Wert des sittlichen Opfers, wir blicken aus nach den lichten Höhen, die im Sonnenscheine strahlen. Und wenn uns diese Sphäre des Persönlichen wertvoller erscheint als alles physische und elementare psychische Leben, das in solchen großen Naturkatastrophen zu Grunde geht, dann hat unser Glaube ein Fundament, das auch durch solche Gemütsschüttungen nicht ins Wanken gerät.

Wir gehen nicht vom Schöpfergott aus, um den Erlösergott zu finden. Wir verfahren umgekehrt. Der Erlösergott ist der gewissere, er ist unseres Herzens Freude und Wonne. Und weil keine Katastrophe der Herrlichkeit des sittlichen Lebens etwas anhaben kann, sind wir auch gewiß, daß keine Erdbeben und Vulkanausbrüche, keine Zechenexplosionen und Feuersbrünste, keine Kriege und keine Epidemien uns von Gottes Liebe trennen können.

Aber allerdings können wir auch darauf nicht verzichten, vom Erlösergott den Weg zum Schöpfergott zu suchen; denn christlicher Glaube ist es nimmermehr, beide von einander zu trennen. „Auch Einers“ Standpunkt darf uns nur ein Durchgangspunkt, kein letzter Ruhepunkt sein. Das Geistig-Sittliche ist so sehr aus dem Physischen und dem Elementar-Psychischen herausgewachsen und steht mit ihm in so inniger Wechselwirkung, daß eine solche Trennung unmöglich ist. Wir müssen wohl darauf verzichten, in allen sinnlosen Zerstörungsakten und entsetzlichen Grausamkeiten der Natur Gottes Hand nachzuweisen. Wir können ihnen nur von der Herrlichkeit des geistig-sittlichen Lebens aus ein trockiges Dennoch entgegensetzen. Wir werden die Frage offen lassen, ob Gott in den Schrecken der Natur ebenso unmittelbar tätig sei, wie in den Kämpfen und Siegen des höhern persönlichen Seins und Werdens. Jedenfalls ist er uns mehr als bloß Naturseele. Aber wir machen auch die Natur ihm gegenüber nicht zum selbständigen Wesen.

Wir fragen uns auch, ob wir nicht zu sehr unser menschlches Empfinden in die stumme Kreatur eintragen. Jedenfalls ist dieses

Empfinden, das von dieser Welt nie befriedigt ist, ein Zeichen, daß wir zu Höherm als zu bloßem Naturdasein bestimmt sind. Ja, könnte dieses Höhere sich nicht bloß in einer unvollkommenen Welt, einer Welt des Leidens und des Todes, entfalten? Wohl bringt diese Notwendigkeit auch herbe Tragik. Ein Held kann über einen Strohhalm stolpern, ein Halbgott an einer Gräte ersticken, klagt „Auch Einer“. Aber in einem Schlaraffenland gäbe es keine Helden. Nicht als ob wir deshalb die Not der Welt absichtlich konserbieren müßten. Nein, im Kampf gegen Not und Unvollkommenheit erwächst das Heldenamt; wir Menschen sollen nur dafür sorgen, daß wir tapfer kämpfen, und sollen Gott dafür sorgen lassen, daß wir zu kämpfen haben.

Nochmals sei's gesagt: Wir können nicht im einzelnen Unglück den höhern Zweck aufweisen, dem es dient, wir wissen nicht einmal, ob so einzelnes Leid einzelnen Zwecken dienstbar ist. Am wenigsten werden wir kurz-sichtige Menschen schon nach wenig mehr als einem Monat sagen können, welches höhere Leben aus den Ruinen von Messina blühen soll; die Demut verlangt, daß wir das nicht einmal zu wissen begehrten. Wir trösten uns aber über die Tatsache, daß wir in einer Welt des Leidens und des Todes leben, mit dem tiefen Gedanken des Paulus, daß auch die der Vergänglichkeit unterworfsene Kreatur seufzt und sich sehnt nach der herrlichen Offenbarung der Kinder Gottes; dem Gedanken, daß die Natur und die Menschheit leiden muß, damit der in Leiden verstricke Mensch seine Hände in Sehnsucht zu Gott emporhebe und im Ringen mit diesen Leiden zur Gemeinschaft mit Gott emporsteige.

R. Liechtenhan.

Weltbürgertum als Ziel der Geschichte.

Nach Immanuel Kant.

Jim Folgenden habe ich eine kleine Gelegenheits-schrift Immanuel Kants ins Deutsche der Gegenwart übertragen: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. 1784.“ (Hartenstein IV, 1867, S. 141—157.)

Der Gedanke dazu legte sich mir nahe, als wir im ersten Halbjahr 1908 im Leipziger Volkshaus auf Wunsch mehrerer Arbeiter „dahinter kommen“ wollten, was es um Kant eigentlich ist.

Die Zeitgenossen Kants sahen ein allgemeines Weltbürgertum näher vor sich als wir, ihre Urenkel. Erst mußten jedoch die nationalen Zusammenschlüsse vollendet werden, und das war, so scheint es, ein Abweg vom Ziel. Man sprach nun wenigstens von einem west-europäischen Staatenbund. Auch dieses Bild ist vorläufig versunken. Denn es kommen waffenstarrende Imperien als nächste Zukunft dazwischen hinein, durchtobt von gewaltigen, rücksichtslosen Klassenkämpfen.